

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt: Jesus Christus. Amen.

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Brüder und Schwestern,
liebe Gemeinde,

ich bin im Westen groß geworden. Ein Kind der Nachkriegszeit. Ich kenne es nicht anders. Ich kenne kein anderes politisches System als die Demokratie. Die meiste Zeit meines Lebens habe ich das gar nicht hinterfragt. Mit drei großen Ausnahmen. Als ich langsam begriff, dass meine Eltern wissen, was eine Diktatur ist und was sie anrichten kann. Weil sie es erlebt haben. Dann als 1989 die Mauer fiel und wir alle lernen mussten, dass es kein Pappentier ist, wenn ein guter Teil von uns in einem sozialistischen System groß geworden und davon geprägt ist. Und schließlich in diesen Tagen, in denen die Demokratie in aller Munde ist, weil wir uns nicht mehr sicher sind, dass sie sicher ist.

Dreißig Prozent Zustimmung in manchen Bundesländern zu einer Partei wie der AfD, die sich selbst als Alternative für Deutschland bezeichnet. Alternative wozu? Zu vielem, was Bürgerinnen und Bürgern im Magen liegt, Sorge bereitet, Angst macht. Zu einem gesellschaftlichen Klima der Polarisierung und der Verunsicherung. Zu einer Politik, die von vielen als zögerlich und ratlos erlebt wird. Dabei lebt die Demokratie auch von der Nachdenklichkeit und von Kompromissen, von wechselnden Mehrheiten, von konstruktiven Auseinandersetzungen, vom gemeinsamen Ringen um die Wahrheit. Aber von all dem entfernen wir uns mehr und mehr.

In der vergangenen Woche zapfte ich mich kurz in ein Format der ARD, das „Die 100“ heißt. Hundert Bundesbürgerinnen und -bürger aus allen Regionen und Milieus, die sich mit der Frage beschäftigten, ob die AfD eine Gefahr für die Demokratie darstellt. Im zahlenmäßigen Ergebnis der Zuordnung ungefähr so, wie im Osten gerade Wahlen ausgehen. Zwei Drittel sehen eine Gefahr, ein Drittel nicht. Der Moderator fragt nach. Gerade bei denen, die sich für die AfD erwärmen können. In den Argumenten inhaltlich eher dünn. Unzufrieden damit, wie es ist. Das numinose Gefühl der Bedrohung. Das Bedürfnis nach Entschiedenheit und Führungsstärke. Und ziemlich oft ohne Verständnis dafür, als AfD-Sympathisant einfach ausgegrenzt zu werden. Gar nicht demokratisch, fanden diese Menschen. Schwierig.

Ist auch schwierig. Ist auch nicht einfach für uns als Kirche. Wir haben uns gemüht, haben uns gesprächsbereit gezeigt. Und die Erfahrung gemacht, dass es nie ein Gespräch war, sondern eine Bühne. Dass wir instrumentalisiert und vereinnahmt wurden. Und seit der Verfassungsschutz sehr deutlich seine Meinung gesagt hat, haben wir uns distanziert. Weil es schwer ist, sich in gut demokratischer Kultur mit Spitzenpolitikern auszutauschen, die nicht mehr klar erkennbar auf dem Boden gut demokratischer Kultur stehen. Gleichzeitig wissen wir, dass die Menschen ein Recht auf uns haben. Und dass es auch uns als Kirche gut zu Gesicht steht, wenn wir uns nicht um den Streit drücken. Den um Migration und Zuwanderung, um Sicherheit und Grenzen, um Diskriminierung und Menschenwürde. Um die Demokratie eben.

Warum steht uns das gut zu Gesicht? Warum ziehen wir uns als Kirche nicht in unsere Nische zurück und überlassen das gesellschaftliche Feld den politisch Agierenden? Nicht wenige in unserem Land würden sich das wünschen, hätten gerne, dass Staat und Kirche strikter getrennt sind, dass Kirche sich ums Beten kümmert, dass sich Menschen wie ich vom politischen Parkett fernhalten. Tun wir auch, tue ich auch. Ich bin Theologin, keine Politikerin. Aber gerade, weil ich Theologin bin und meinen Glauben an das Evangelium ernst nehme, sehe ich gar keinen anderen Weg, als mich einzumischen, eine Meinung zu haben, Position zu beziehen. Nicht parteiisch, sondern parteilich. Nicht im Sinne einer Partei, sondern in Hinblick auf die Menschen. „Religion und Demokratie“ lautet das Thema dieses Deutschen Pfarrertages und suggeriert doch zumindest, dass das eine etwas mit dem anderen zu tun hat.

„Demokratie braucht Religion“ behauptet der Soziologie Hartmut Rosa in seinem viel beachteten Büchlein und beklagt den „rasenden Stillstand“ unserer Gesellschaft. Den Zustand ständigen Steigerungsdrucks einerseits und die Unfähigkeit andererseits, den Herausforderungen angemessen und innovativ zu begegnen. Hier verweist Rosa auf den guten alten König Salomo und sein „hörendes Herz“, sieht in den Kirchen das Potential, Orte der Verständigung zu bieten und damit den Polarisierungen den Zahn zu ziehen. Tun wir ja auch. Hashtag Verständigungsorte. Bundesweit. Und trotzdem beobachte ich auch in unseren Reihen eine zunehmende Unfähigkeit, aufeinander zu hören und die Meinung anderer gelten zu lassen, ohne gleich mit Kirchenaustritt zu drohen. Es ist nicht leicht,

Ideale zu leben, wenn man Teil einer Gesellschaft ist, die sich ihrer Ideale nicht mehr sicher ist.

Religion und Demokratie. Ein weites Feld. Das uns als Theologinnen und Theologen zunächst einmal auf das Feld der Bibel schickt. Von dort lassen wir uns nähren und speisen, beziehen unsere Weisheit und Erkenntnis. Auch zur Demokratie. Obwohl die gar keine Rolle spielt. Über Jahrtausende sind die Texte entstanden, die für uns bis heute verbindliche Grundlage unseres Glaubens sind. Und allesamt bewegen sie sich in einem gesellschaftlichen Umfeld, das uns fremd ist, in politischen Systemen, die nicht unsere sind. Seit Jahrtausenden ist es unsere Aufgabe, diese Texte so in unsere Zeit zu übersetzen, dass wir ihrer Dignität gerecht werden und gleichzeitig ihre Grenzen sehen. Platte Übertragungen verbieten sich. Unverbindliche Interpretationen leider auch. Es ist ein schmaler Grat über den garstigen Graben der Zeit. Sehen wir, wohin er uns führt.

Mich führt er an den Anfang. Dahin, wo Gott den Menschen ins Leben ruft. Als sein Ebenbild. Er hätte es auch lassen können, hätte vergnügt mit sich selbst durchs Universum tollern können. Aber er wollte uns. Er wollte den Menschen. Er wollte nicht den weißen Menschen, nicht den bürgerlichen Menschen, nicht den deutschen Menschen. Er wollte erst einmal den Menschen. Der ist ihm wertvoll. Damals. Warum sollte es heute anders sein? Natürlich lese ich auch in meiner Bibel von Abgrenzung und Ausgrenzung, von Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit. Aber in all dem, über all dem liegt der Zauber des Anfangs. In dem Gott einen Menschen wollte. Als sein Ebenbild. Gewollt, gemacht, geliebt. Jeder einzelne und jede einzelne. Das ist maßgeblich.

Gott ist maßgeblich. Nicht ich entscheide, wer dazu gehört und wer nicht. Nicht ich entscheide, ob jener ein Gotteskind ist oder nicht. Nicht wir entscheiden über die Würde von Menschenkindern. Weil wir alle, weil sie alle Gotteskinder sind. Gewollt, gemacht, geliebt. Ob sie heterosexuell oder queer sind. Ob sie im abbezahlten Eigenheim leben oder auf einem Schlauchboot um ihr Leben kämpfen. Ob sie gut riechen oder den Geruch der Obdachlosigkeit an sich tragen. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, sagt unser Grundgesetz. Die Würde des Menschen ist unantastbar, sagt unser Gott. Denn dieser Mensch ist mein Ebenbild. Wer bist du, das in Frage zu stellen, ihm das abzusprechen, mein Ebenbild in Klassen einzuteilen, deine Lebensart zu verabsolutieren?

Nehme ich ernst, was mir die Bibel überliefert, scheidet jede politische Haltung aus, die Menschen unterschiedliche Dignitäten gibt. Muss ich aushalten, dass wir verschieden sind. Muss ich damit leben, dass Gott nicht nur ist wie ich, sondern auch wie all die anderen, die mir passen oder nicht. Es ist nicht meine Entscheidung, es ist seine. Und manchmal vergessen wir das. Dass Menschen nicht unser Ebenbild sein müssen, um ins Bild zu passen, sondern Gottes Ebenbild sind und damit das Bild gestalten. Einer Welt, die Gottes Welt ist. Bunt und verschieden und divers. Und natürlich mit Regeln.

Schon einmal tanzten Menschen um ein goldenes Kalb, das ihnen leichte Lösungen versprach. Nachvollziehbar. Lange Jahre in der Wüste. Kaum Perspektiven in Sicht. Der, der es richten soll, verzieht sich in die Berge. Die am Fuß nehmen es in die Hand.

Gehen auf Nummer Sicher. Schadet ja nichts. Schadet doch. Es schadet, wenn wir um unsere goldenen Kälber tanzen. Wenn wir die Geduld verlieren und uns unsere eigenen Regeln machen. Unsere eigenen Götter machen. Solche, die es richten sollen. Die so genau wissen, was gut für uns ist. Glänzen und glitzern und brillieren und unsere Angst bedienen.

Die damals hatten Angst. Und sind ihr erlegen. Haben sie betäubt. Sich selbst betäubt. Und dem Glanz den Vorzug gegeben vor dem Staub. Aus dem Staub kommen die Regeln. Vom Berg. Zehn Gebote. Zehn Grundregeln, die Zusammenleben möglich machen. Zehn Ermöglichsregeln. So kann es aussehen. Dass Menschen gut zusammenleben. Sich nicht blenden lassen von Glanz, der am Ende kein Leben in sich trägt. Leben lebt vom sozialen Zusammenhalt. Und darum geht es in Gottes Regelwerk. Um Achtung. Voreinander. Über die Generationen hinweg. Vor Gott. Jede Gesellschaft braucht Regeln. Zehn oder mehr. Am Ende spielt die Zahl keine Rolle. Der Geist spielt eine Rolle.

Unser Grundgesetz atmet den Geist guten Zusammenlebens. Es respektiert das Recht des Individuums und das Recht der Gemeinschaft und bringt beides miteinander in notwendige Verbindung. Es ist entstanden aus der Erfahrung der goldenen Kälber von Macht und Machtmissbrauch, von totalitärem Regime und dem Sterben von Millionen. Aus gutem Grund markieren die Väter unseres Grundgesetzes in der Präambel die Verantwortung des deutschen Volkes vor Gott und den Menschen wie eine Art Überschrift oder Vorzeichen in das Regelwerk ein, das bis heute für uns gilt. Dann ist von Frieden die Rede. Nach außen und nach innen. Dazu sind Regeln da. Dazu ist das Recht da. Es dient dem

Leben. Und das ist nur gutes Leben, wenn es Frieden hat, sich um Frieden bemüht. Frieden ist bekanntermaßen nicht nur die Abwesenheit von Krieg, sondern ein Zustand des wohltuenden Gleichgewichts, in dem alle ihr Auskommen haben. Davon sind wir weit entfernt. In unserem Land. Weltweit. Aber dass etwas nicht ist, heißt nicht, dass es nicht sein soll. Und da sehe ich uns als Kirche am Zug. Die Bilder hochzuhalten von einem Leben, wie es sein kann. Damit der Elan nicht versiegt, sich für dieses Leben einzusetzen.

Regeln sind in gewisser Weise ein äußerer Garant für den Zusammenhalt einer Gesellschaft. Aber der innere Garant ist die Haltung jedes einzelnen Menschen. Der sich nicht daran gewöhnen will, wenn jedes fünfte Kind von Armut bedroht ist. Wenn Eigeninteresse die Augen verschließt vor der Not anderer. Wenn Hass und Polemik und Ausgrenzung den Ton angeben. Wenn die Spirale der Gewalt sich in dieser Welt wieder einmal Stück für Stück in hässliche Höhe schraubt. Das alles und noch viel mehr passt nicht zu einer Welt, in der Frieden sein soll. Und deswegen ist es keine Normalität, die ich achselzuckend übergehe. Sondern ein Auswuchs, der Stachel im Fleisch der Menschheit ist. Dem ich mit Regeln begegnen kann und muss, aber noch mehr braucht es die Haltung hinter und in den Regeln. Die ich mit vielen biblischen Worten belegen könnte. Aber für heute soll es das sein, das Jesus selbst als das Wichtigste markiert hat: „Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Vor Gott ist jeder mein Nächster, jede sein Ebenbild. Von Gott wissen wir um den Wert von Regeln, die gutes Zusammenleben

möglich machen. Und in seinem Geist können wir eine Haltung leben, die das auch einlöst. Eine Gemeinschaft im Gleichgewicht, im Shalom, in inneren und äußeren Frieden. Das walte Gott. Und sein Friede, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.